auch, — wenn's auch nicht vom Vater kam. Sie war so froh gestimmt, wie lange nicht.

Jetzt stand sie vor dem Hause, und nach den Fenstern aufschauend, gewahrte sie hellen Lichtschein hinter den Vorhängen.

Heinrich war also schon zu Hause. Sie stutzte. Sollte sie sich wieder verhört haben?

Na, gleichviel, da konnten sie zusammen auspacken, wie damals, als sie von der Hochzeit gekommen.

Leise schloß sie die Flurtür auf. Da blieb sie aufhorchend stehen. Stimmen! — Heinrich ist nicht allein. Ach, das ist unangenehm. Sie hatte sich so sehr auf das Wiedersehen gefreut. — Ihr war es auf der Rückfahrt gewesen, als hätte die Trennung wer weiß, wie lange gedauert, und nun müsse alles anders — besser werden und jetzt Fremde in dieser Stimmung. — — — Da — ein Frauenlachen — — sollte Frau Dornblüt — — aber nein, dieser Ton — —

Und plötzlich durchfährt sie, wie ein Blitz, die Erkenntnis: Linda Hanisch! —

Sie wird bleich bis in die Lippen. Ein Zittern überfällt sie. Unfähig sich zu rühren, lehnt sie sich an einen Schrank.

Vorbei ist es mit dem frohen Hoffen — vorbei mit allen guten Vorsätzen, wilde Eifersucht schlägt aus neue ihre Stacheln in das zuckende Herz. Er erwartete sie erst morgen zurück, da nutzen sie die Gelegenheit aus.

Leises Stöhnen ringt sich über ihre Lippen. Der Korb, den sie bisher krampfhaft festgehalten, entgleitet ihren Händen und fällt polternd zur Erde.

Wenige Sekunden darauf wird die Wohnstubentür aufgerissen. Heinrich Westphal steht im Rahmen derselben.

„Marta!" Dann eine Stille, daß man das Ticken der Wanduhr aus der Stube hört.

Im nächsten Augenblick Kleiderrascheln, ein leichter Schritt und Linda Hanisch tritt auf den Flur.

Mit einem freudigen Ausruf eilt sie auf Marta zu.

„Das ist ja reizend, liebe Frau Westphal, daß ich Sie noch sehe. Eben beabsichtigte ich heimzugehen. — Ich wußte ja nicht, daß Sie noch heute in Neudorf wären. Da wollte ich mich erkundigen, wie Ihnen das Fest bekommen wäre. Zum Glück war Ihr Mann gerade vom Dienst gekommen, da brauchte ich wenigstens nicht an der verschlossenen Tür umzukehren. Wir haben nun ein bißchen von dem Fest geplaucht. Es war doch sehr nett, nicht?"

Sie hatte das alles, zwar etwas überstürzt, aber ohne eine Spur von Verwirrung oder Verlegenheit hervorgebacht. Lächelnd steckte sie der jungen Frau die Hand entgegen.

„Wenn es nicht lästig wäre, würde ich jetzt noch gern ein Weilchen mit Ihnen plaudern. Aber, bitte, seien Sie ganz aufrichtig, wenn Sie müde sind — — —"

Marta schaute sie völlig entgeistert an. Dann ging es wie ein Aufatmen durch ihren Körper. Langsam kehrte die Farbe in ihre Wangen zurück. Nein, einer solchen Verstellung wäre eine Schuldige nicht fähig! Marta schämte sich nunmehr ihrer eigenen häßlichen Gedanken.

„Ich bin gar nicht müde," sagte sie freundlich. „Bitte, bleiben Sie nur noch."

Linda half ihr geschäftig Hut und Mantel ablegen.

(Fortsetzung folgt.)

Das chinesische Märchen von der Weibertreue.

Nacherzählt von **Karl Mischke.**

Der Philosoph Tschuangtse schritt in tiefen Gedanken über die Vergänglichkeit alles Irdischen über einen Friedhof.

Da sah er auf einem Grabe eine junge Frau in langem, weißem, ungesäumtem Trauergewande sitzen, die mit einem Fächer dem Grabe frische Luft zufächelte. Erstaunt fragte er, warum sie das tue.

„Ihr seht hier," sagte die Frau, „eine Witwe, der erst kürzlich der Tod den Gatten entrissen hat. Er hat mich so geliebt! Ehe er starb, bat er mich noch, wenn ich wieder an eine andere Heirat dächte, doch so lange zu warten, bis die frische Erde auf seinem Grabe trocken geworden sei. Mir scheint aber, als wollte diese Erde so bald nicht trocken werden, und deshalb fächele ich sie, damit der Wille des Toten erfüllt werde."

Da mußte der ernste Philosoph lachen. „Habt ihr nicht noch einen Fächer?" fragte er. „Ich möchte euch helfen." Die Frau gab ihm einen anderen Fächer; der Philosoph klappte ihn auf und rief die Geister an, die ihm untertan waren; da war der Grabhügel im Nu trocken. Die Dame dankte fröhlich ihrem Wohltäter und machte ihm den Fächer zum Geschenk, andere Geschenke lehnte er ab. Dann verbeugte sie sich und ging davon. Sie hatte es eilig.

Dies ereignete sich auf einer Reise, die der Philosoph unternommen hatte, um in Ruhe über allerlei göttliche und weltliche Dinge nachzusinnen. Daheim hatte er eine hübsche, junge Frau. Er beschloß, heimzukehren.

Als er seiner Frau die Geschichte am Grabe erzählte und ihr den Fächer zeigte, wurde die Frau sehr zornig.

„Jenes Weib muß ein Ungeheuer von Gefühllosigkeit gewesen sein!" rief sie.

„Wie ungerecht!" sagte der Philosoph. „Alle Frauen umschmeicheln den Mann, solange er lebt, und sehnen sich nach einem anderen, wenn er tot ist."

„Du bist ungerecht, alle nach der einen zu beurteilen, das ganze Geschlecht auf dieselbe Stufe zu stellen wie jene Elende!"

„Ach," sagte der Philosoph, „wenn ich heute stürbe, würdest du, mit soviel Jugend und Schönheit, auch nur drei Jahre warten, ehe du einen anderen Gatten nähmest?"

„Ein treuer Kanzler dient nie einem anderen Fürsten," erwiderte die Frau, „und eine tugendhafte Witwe denkt nie an einen zweiten Gatten."

„Leicht gesagt, aber schwer gehalten!"

„Wir Frauen sind besser als ihr Männer. Du hast dich nach dem Tode deiner ersten Frau sofort wieder verheiratet, von deiner zweiten bist du geschieden, und ich bin deine dritte. Aber was quälst du mich mit solchen Fragen, die mit deinem Tode zusammenhängen! Du bist doch ganz gesund!"

Zornig zerbrach sie den Fächer, den der Gatte mitgebracht hatte, in viele Stücke.

„Nun, beruhige dich nur," sagte der Philosoph. „Dein edler Zorn macht mir Vergnügen. Du bist ein braves Weib."

Eine Woche später wurde der Philosoph plötzlich krank. Die Gattin saß schluchzend an seinem Bett. Der kranke Mann tröstete sie, so gut er konnte.

„Es geht zu Ende. Schade, daß du den Fächer zerbrochen hast! Er eignet sich so gut, um Gräber zu trocknen."

Da beteuerte die Frau nochmals ihre unauslöschliche Liebe und ewige Treue.

Tschuangtse starb. . . .

Die Witwe jammerte, bahrte den Toten auf, kleidete sich in Trauer. Die Nachbarn machten Beileidsbesuche. Die Witwe war untröstlich, sie wollte nicht essen, nicht schlafen.

Zuletzt kam ein eleganter junger Mann mit einem alten Diener, ein Fürstensohn, von weit her, wie er sagte. „Welches Unglück!" rief er aus. „Vor Jahren zeigte ich Tschuangtse an, daß ich kommen wollte, um sein Schüler zu sein, von seiner Weisheit zu lernen, unter seiner Führung besser zu werden; nun ich komme, finde ich ihn tot!"

Er legte seine vornehme Gewandung ab, ließ sich ein Trauerkleid bringen und kniete am Sarge nieder. Seine Ehrerbietung machte tiefen Eindruck auf die junge Witwe, die Lauterkeit seiner Gesinnung, seine vornehmen Manieren mußten jedem auffallen. Schließlich bat er, hundert Tage in der Nähe verweilen zu dürfen, um den verstorbenen Lehrer zu betrauern und wenigstens seine Schriften zu studieren.

Die junge Frau ließ sofort ein leichtes Mahl auftragen, und stellte ihm zwei Zimmer zur Verfügung, neben der Halle, in der der Sarg stand. Seitdem begegneten sich der Jüngling und die Witwe täglich am Sarge, wenn sie beide kamen, um ihre Andacht zu verrichten.

Einmal traf die junge Frau draußen den alten Diener und ließ sich mit ihm in ein Gespräch über den jungen Herrn ein. „Wenn der junge Herr einmal heiratet," sagte der Alte, „so müßte es ein Frau sein, die euch gliche; ich habe es ihn selbst sagen hören."

„Sehr wohl," meinte die Witwe. „Ihr könntet einmal wieder die Rede darauf bringen und einfließen lassen, wenn er mich liebte, so würde ich gern die Seine werden."

„Es hat keinen Zweck, ihn weiter auszuforschen," sagte der Alte. „Er liebt euch, das ist sicher. Aber es sind Gründe dagegen. Er kann doch nicht die Witwe seines Meisters heiraten, das wäre ein Skandal vor der Welt!"

„Wenn es weiter nichts ist!" rief die Frau. „War er doch gar nicht sein Schüler, sondern wollte es nur werden!"

Nach ein paar Tagen fand wieder eine Unterhaltung zwischen den beiden statt.

„Noch drei Gründe sind dagegen," meinte der Alte. „Erstens steht der Sarg noch in der Halle, und der traurige Anblick beschattet das Gemüt meines Herrn."

„Nun, setzen wir ihn eben weg. Ich habe da hinten einen alten verfallenen Schuppen, da mag er stehen."

„Zweitens fürchtet mein Herr, daß Ihr den Toten zu sehr geliebt habt. Er war ja ein Mann von allen Tugenden."

„Schöne Tugenden! Ehe er mich freite, hatte er schon seine zweite Frau verstoßen. Der benachbarte König wollte ihn zum Minister haben, aber er lehnte ab, weil er sich seiner Unfähigkeit bewußt war. Noch kurz vor seinem Tode half er einer Witwe das Grab des Gatten trocknen, damit sie sich schneller wieder verheiraten konnte; er brachte den Fächer der neuen Bekanntschaft mit nach Hause, ich habe ihn entrüstet zerbrochen! Was sollte ich ihn noch lieben?"

„Drittens ist mein Herr hier ohne Geld und ohne Einkünfte. Woher soll er die Hochzeitsgeschenke und anderes kaufen?"

„Was macht das? Hier habt Ihr zwanzig Taels für Euren Herrn."

Kurz und gut. Die Vermählung fand statt. Die beiden Verlobten erschienen in prächtiger Gewandung, wünschten sich gegenseitig Glück, tranken den Becher der Vereinigung und setzten sich zum fröhlichen Mahl nieder.

Aber, o Entsetzen! Das Mahl war noch nicht zu Ende, da fiel der junge Gatte in Krämpfen zu Boden und rief, er müsse sterben! Die Frau warf sich wehklagend über ihn, umarmte ihn und rief ihn mit zärtlichen Namen, aber sie erhielt kaum noch Antwort.

Der alte Diener eilte auf den Lärm herbei und schüttelte den Erkrankten.

„O!" rief er, „diese Krankheit befällt ihn nun schon alle Jahre. Nur ein Mittel gäbe es, ihn zu retten."

„Welches ist das Mittel?" schrie die Verzweifelte.

„Ein Geheimnis! Er muß das Gehirn eines frisch getöteten Menschen in Wein aufgelöst trinken, dann hören die Krämpfe im Augenblick auf. Als das Unglück ihn zum ersten Male traf, ließ sein Vater, der Fürst, sofort einen Verbrecher hinrichten; aber wie wollten wir jetzt ein solches Mittel finden?"

„Kann es nicht auch das Gehirn eines Menschen sein, der auf natürliche Weise gestorben ist?"

„Im Notfalle, hat der Arzt gesagt, ginge es auch, aber der Tote darf noch nicht zu lange tot sein."

„So nehmen wir doch den verstorbenen Tschuangtse!" rief die Frau.

„Ich habe daran gedacht," sagte der Alte, „aber ich wagte nicht, es Euch vorzuschlagen, um Euch nicht zu kränken."

„Das wäre auch geradezu etwas Großes! Ist er nicht jetzt mein Gatte, für den ich sogar mein eigenes Leben geben würde? Warum soll ich nicht den Toten zugunsten des Lebenden opfern?"

Schnell entschlossen nahm sie eine Lampe und eine Axt und eilte nach dem alten Schuppen, wo der Sarg mit dem toten Philosophen stand. Sie führte ein paar kräftige Hiebe mit der Axt gegen den Sarg, so daß das dünne Holz zersplitterte, und riß den Deckel ganz ab. Einen Augenblick stand sie still, um sich zu erholen — da hörte sie einen tiefen Seufzer und sah, daß der Verstorbene sich bewegte! Die Axt entfiel ihren Händen.

„Mein teures Weib!" sagte der Philosoph ganz ruhig. „Reich mir die Hand, daß ich hier herauskomme!" Willenlos gehorchte sie, der Philosoph ergriff sofort die Lampe und schritt durch den Garten dem Hause zu. Zitternd folgte die Frau, aber der Jüngling und der alte Diener waren zum Glück verschwunden, als sie die Halle betraten. Sie atmete auf.

„Ach, meine Gedanken waren Tag und Nacht bei dir," begann die Frau. „Endlich hörte ich einen Seufzer aus deinem Sarge dringen und lief schnell nach der Axt, um dich zu befreien, denn ich habe gehört, daß manchmal Leute bloß scheintot sind."

„Sehr freundlich," entgegnete der Philosoph, „aber wie kommt es, daß du nicht in Trauer bist, sondern in kostbare Stickerei gekleidet?"

„Ich hatte eine geheime Ahnung meines Glückes!"

„Ja, aber warum hast du denn den Sarg in die alte Ruine da hinten gesteckt? Warum ließest du ihn nicht hier stehen?"

Da verstummte die Frau. Der Philosoph ergriff eine Schale Wein, trank und sprach: „Sieh hinter dich!"

Die Frau drehte sich um, und zu ihrem Schrecken erblickte sie jetzt ihren Jüngling und seinen Diener in der Ecke stehen. Als sie das zweitemal hinsah, waren sie verschwunden. Das Ganze war eine Täuschung gewesen, denn der Philosoph war, wie wir wissen, auch ein Magier, dem die Geister gehorchten.

Das unglückliche Weib sah nun, daß der Gatte alles wußte, sie stürzte, laut aufschreiend, aus der Halle und erhängte sich mit ihrem seidenen Gürtel an einem Balken. Der Philosoph schnitt sie ab, aber nicht zu früh, und legte sie in seinen eigenen Sarg, den er ausbesserte. Dann hub er mit all den Bechern und Schüsseln, die zum Hochzeitsmahle dienen sollten, ein Leichengelaüt an, schlug schließlich Schalen und Teller mit grimmigem Lachen in tausend Scherben und zündete sein Haus an, so daß alles verbrannte, auch die Leiche seiner Frau.

Eine vierte Frau nahm Tschuangtse nicht, sondern verließ die Stadt und begab sich zu seinem Freunde, dem weisen Laaokhan, zu dessen Schülern er früher gehört hatte, und dessen Jünger er nun wieder wurde.

So erzählen sich die Chinesen das Märchen von der Weibertreue in der Ehe eines Philosophen.

Unsere neuen Landsleute.

Völkerskizzen aus den neuen deutschen Kolonialgebieten

Von

H. Singer.

Der Zuwachs an Menschen, den die Kolonie Kamerun durch die französischen Gebietsabtretungen erhält, ist im Vergleich zum räumlichen Umfang dieser Abtretungen auch für afrikanische Verhältnisse nicht gerade groß; er mag mit einer Million Seelen noch eher zu hoch als zu niedrig eingeschätzt sein. Die meisten Stämme huldigen der Menschenfresserei, die ja im äquatorialen Afrika viel weiter verbreitet ist, als man früher angenommen hat.

Nicht kannibalisch scheint nur die Bewohnerschaft des äußersten Nordens zu sein. Hier, in dem uns abgetretenen Winkel östlich von Garua, im Tal des Mao-Klebbi und der Tuburiseen, sitzt allein eine dicht zu nennende Bevölkerung: die Mundang, ein kräftiger und räuberischer Stamm, aus dem aber bei zweckmäßiger Behandlung wohl etwas Gutes zu machen wäre. Um die durch Mauern und Türme befestigten Städte dehnen sich Vororte aus, so daß Siedelungen von 10 000 Menschen und mehr entstanden sind. Die einzelnen Gehöfte sind so gebaut, daß sie nachhaltig verteidigt werden können. Hauptsitz der Mundang ist Lere. Sie treiben eine umfangreiche Vieh- und Pferdezucht und bauen Mais und Reis in Mengen an. Die Religion der Mundang scheint ein Mondkultus zu sein. Bei jedem Erscheinen des nächtlichen Gestirns schlachtet man im Dorfe eine Rind, um sich den Mond günstig zu stimmen. Bei Mondfinsternissen herrscht der auch von anderwärts bekannte Glaube, ein wildes Tier wolle die Göttin fressen, und um es zu verscheuchen, schlagen die Ortszauberer die Trommeln und wirft sich das Volk schreiend nieder. Natürlich hilft das stets.

Ein interessanter Stamm, der weiter südlich außerhalb der alten Kauerungrenze in vielen Unterabteilungen eine weite Verbreitung hat, sind die Baja, die nach neueren Beobachtungen gleichen Ursprungs sein sollen, wie die bekannten Niam-Niam des oberen Nilgebietes. Wie diese so huldigen auch sie dem Kannibalismus. Ueber die eigentliche Ursache dieser Sitte bei den Baja und ihren Nachbarn ist der französische Reisende Lenfant zu einem neuen Ergebnis gekommen. Die Schwarzen sagten ihm dort, sie töteten Menschen, um sich den „schlechten Geschmack" aus dem Munde zu vertreiben, das heißt, um gesalzene Nahrung zu gewinnen. Das Bedürfnis nach Fleischnahrung in einem Gebiet, wo die Tsetefliege die Viehzucht unmöglich mache und wo das Salz durch Pflanzenasche nur einen mangelhaften Ersatz finde, müsse Anthropophagie zur notwendigen Folge haben. Das Fleisch des Europäers werde dem Fleisch der Schwarzen vorgezogen, denn ersteres sei salziger, schmecke also besser. Die deutsche Verwaltung wird nun also wohl den Versuch machen, durch Heranschaffen von Schlachtvieh aus den vorhin erwähnten nördlicheren Gegenden die südlichen Stämme von ihren kannibalischen Neigungen zu befreien. Lenfant hatte das auch schon seinen Landsleuten empfohlen.

Die Baja verbindet mit einer Anzahl anderer Stämme eine Art von Esperanto, die Labisprache, die überall, wenn auch nicht von sämtlichen Eingeborenen, so doch von einem gewissen Prozentsatz unter ihnen verstanden wird. Mit dieser Sprache hängen die komplizierten Knaben- und Jünglingsweihen zusammen, die unter diesen Stämmen üblich sind. Wir haben darüber einige Beobachtungen von dem schon genannten Kommandanten Lenfant. Die Labisprache ist die Umgangssprache der Knaben, die ihre geistige und körperliche Ausbildung und Abhärtung durch bestimmte Lehrer erhalten; von diesen werden sie mit jener Geheimsprache bekannt gemacht und angewiesen, sich während ihrer Vorbereitungszeit niemals ihrer Muttersprache zu bedienen. Ein solcher Bajajüngling versteht also nicht mehr oder darf nicht mehr verstehen, was ihm seine Angehörigen in ihrer Sprache sagen, er darf auf keine Frage antworten. Der Zweck des Erlernens soll die Hebung und Ausbildung der Geisteskräfte sein. Entstanden ist die Sprache aus einer Anzahl wohl künstlich geschaffener Grundwörter, zu der den verschiedenen Dialekten entlehnte Wörter und Ausdrücke hinzugenommen sind — also umgekehrt wie bei unserem Esperanto. Auch jene Erziehungsperiode selbst wird also Labi bezeichnet.

Die Labierziehung wird nur solchen Knaben zuteil, die schon zu einem gewissen Maß von Hoffnungen berechtigen. Denn der Zweck ist, Männer heranzubilden, die später durch ihre körperliche Kraft, Tapferkeit, Gewandtheit und Klugheit der Gesamtheit nützen sollen. Die dazu ausgewählten Knaben vereinigen sich zu von Lehrern geführten Gruppen, die im Busch leben und sich zum größten Teil auch selbst ernähren müssen. Der junge Labizögling lernt jagen, fischen, die Tiere des Waldes überlisten, trotz den Gefahren der Natur und soll dadurch mutig und gewandt werden. Gleichzeitig stählt er Körper und Geist durch Nachtwachen und Anstrengungen, vornehmlich in langen nächtlichen Tänzen. Tagsüber übt er sich im Bogenschießen und Speerwerfen, jagt, fischt, stellt Fallen und verschafft sich seine sonstige Nahrung. Außerdem unterziehen sich die Knaben mühsamen Arbeiten, wie dem Abhauen von Brennholz, das sie an den